

Sonderlich engagiert nimmt George P. Aberle zu verschiedenen Geschichtsabläufen Stellung. Indem er anfangs die Zurückgebliebenheit Rußlands durch die über 200 Jahre andauernde Unterdrückung durch die Mongolen als Hintergrund für das Herbeirufen der Deutschen durch Katharina II. und Alexander I. folgerichtig erläutert, bringt er Verständnis für die besondere Situation der Ostslawen auf. Er streicht die „Schutzwall“-Funktion der Russen in jener Zeit für den sich weiterentwickelnden Westen heraus, was für einen westlichen Autor selten ist. Beim Ausklang der Geschichte des Rußlanddeutschtums im 20. Jahrhundert bringt Aberle jedoch derartige Übertreibungen und Fehler ein, daß es mit einer Abkanzelung der Sowjetunion ausgeht, mündgerecht eben für viele Amerikaner. Hier einige Beispiele: Die Oktoberrevolution soll über 40 Millionen Opfer gebracht haben; in den Hungersnöten der zwanziger und dreißiger Jahre seien in der UdSSR 40 bis 50 Millionen Menschen umgekommen; einige Jahre bevor auch die Rußlanddeutschen im „Wartheland“ angesiedelt wurden, hätten die Russen die polnische Bevölkerung nach Sibirien deportiert. Es ist bedauerlich, daß selbst in der 9. Auflage des Buches derartige Sätze nicht korrigiert wurden.

Die historisch wertvollste Arbeit liefert John B. Toews. Zwar befaßt er sich nur mit Mennoniten, doch gerade sie nehmen als Christen, nicht nur innerhalb des Rußlanddeutschtums, eine exponierte Haltung ein. Toews analysiert und interpretiert Detailvorgänge vor und im Ersten Weltkrieg, während der beiden folgenden Revolutionen und des Bürgerkrieges, die sehr zum Verständnis der gesamthistorischen Situation beitragen: Öffnung zur russischen Kultur als Ausweichen vor den Russifizierungsversuchen; differenzierte und wankende Einstellung zur traditionellen Wehrlosigkeit, hervorgerufen durch erreichten Wohlstand; zu spätes Erkennen der sozialen Spannungen im Land, die zu den Revolutionen führten, und zu spätes Erkennen der zumeist wirtschaftlich mißlicheren und anders gearteten Lage der slawischen Nachbarn.¹ Daß in der jüngsten Toewsschen Arbeit mehr Quellenmaterial aufgearbeitet und unvoreingenommen berichtet wurde, läßt für die Zukunft sicher Besserungen erhoffen.

Wiesentheid

Nikolaus Arndt

1) Vgl. hierzu auch den Aufsatz von John B. Toews: Die Mennoniten in der Ukraine 1917–1927. Aspekte ihrer religiösen und ökonomischen Anpassung, in: *ZfO* 21 (1972), S. 652–677.

Der Beitrag ostdeutscher Philosophen zur abendländischen Philosophie. Hrsg. von F. B. Kaiser und B. Stasiewski. (Studien zum Deutschtum im Osten, H. 16.) Böhlau Verlag. Köln, Wien 1983. VI, 112 S.

Welch erheblichen Anteil der deutsche Osten an der Philosophie des 18., 19. und 20. Jhs. hat, zeigt diese Sammlung von Vorträgen, die unter dem gemeinsamen Titel „Der Beitrag Ostdeutscher zur abendländischen Philosophie“ vom Sommersemester 1978 bis Sommersemester 1979 in Bonn gehalten wurden. Namen stehen hier nicht nur für Individuen, sondern zugleich für anhaltend wirkkräftige Einflüsse auf die Gegenwartsphilosophie: Christian Wolff, Johann Gottfried Herder, Friedrich Schleiermacher, Arthur Schopenhauer, Ernst Cassirer und Nicolai Hartmann. Man kann es nur bedauern, daß die ebenfalls in der genannten Veranstaltungsfolge gehaltenen Vorträge über Kant und über Hamann in dieser Publikation nicht zum Abdruck kommen, zumal sie von so profunden Kennern wie Hans Wagner (Kant) und Karlfried Gründer (Hamann) gehalten wurden. Ebenfalls bedauern muß man die – verständliche – Eingrenzung der Vortragsveranstaltung auf diese 8 Denker. Wie die Herausgeber im Vorwort anmerken, gelang es – nicht so verständlich! – „von 21 ins Auge gefaßten hervorragenden Repräsentanten, die von Jakob Böhme ... bis Nikolai Hartmann ... reichen“, nur

„für acht Philosophen sachkundige Referenten zu gewinnen“ (S. V.). Ob man nicht doch mindestens für Böhme einen kompetenten Redner hätte finden können?

So muß diese Aufsatzsammlung ohne Böhme, Kant und Hamann auskommen – ohne drei der originellsten Köpfe also, die der deutsche Osten hervorgebracht hat. Fehlen nun diese einmal, so ist der Leser dankbar, daß die verbleibenden sechs Denker zu den prominenten Gestalten unter eh schon auserlesenen Geistern des philosophischen Lebens der drei letzten Jahrhunderte zählen – dankbar wird er auch dafür sein, daß die Autoren, die sich mit ihnen befassen, jeweils Optimales geboten haben.

Günther Eberhard Schulz entwirft ein farbiges Bild von dem notorisch auf die stau-bige Schulbank gedrückten Christian Wolff. Energisch widerspricht Sch. der nicht bloß unrichtigen, sondern vor allem ungerechten Verkleinerung Wolffs zum Systematisator des überragenden Leibniz. Wer sich je mit Leibniz einerseits, mit Wolff andererseits beschäftigt hat, wird erfreut sein über Sch.s präzise Kennzeichnung der Unterschiede, die (bei allen Ähnlichkeiten) zwischen beiden Denkern bestehen. Wesentlich trägt zu dieser Kennzeichnung des Spezifischen und Originellen des Wolffschen Denkens der Blick auf Wolffs schlesischen Bildungsgang (S. 7 ff.) bei: In Breslau begegnet Wolff den beiden großen christlichen Konfessionen, er kommt in Berührung mit der modernen Naturwissenschaft und mit der cartesischen Philosophie, sein Welthorizont weitet sich hier zu jenen Dimensionen, die ihn zum „Vater der deutschen Aufklärung“ werden lassen.

Am wirkungsvollsten zum Ausdruck kommt Wolffs aufklärerisches Bewußtsein im Autonomiegedanken und in seiner naturrechtlichen Konzeption. Sch. verbindet mit dem Aufweis dieser Denkart Hinweise auf Wolffs persönliches Schicksal (Ausweisung aus Preußen). Wie ein abschließendes Trostwort über die Zeiten hinweg, in denen von Wolff nur die magere Erinnerung an einen Repräsentanten obsoleten „dogmatischen“ Denkens geblieben ist, liest sich der abschließende Passus des Sch.schen Beitrags, der von den Einwirkungen Wolffschen Denkens auf die deutsche Klassik (Lessing, Goethe, Schiller) handelt.

Hatte der Vortrag von Schulz den Vater der deutschen Aufklärung zum Thema, so wendet Hans-Bernd Harder sich dem sensibelsten Kritiker dieser Bewegung zu: dem Mohrunger Johann Gottfried Herder. Glücklicherweise verfällt der Referent aber nicht in das Klischee, das Herder für einen nebulösen Irrationalismus reklamiert. Wie H. aufzeigt, führt Herders Entfaltung der Humanitätsidee (unter Hamanns Einfluß) einerseits zur Auseinandersetzung mit der französischen Aufklärung (hierin Rousseaus Spuren folgend), andererseits aber bleibt Herders Denken in seinem Anthropozentrismus den Grundidealen aufklärerischen Geistes verpflichtet und bringt das Beste der Aufklärung in die ureigene, vom Geschichtsgedanken getragene Humanitätsidee ein. H. geht in einer Detailanalyse der Herderschen Explikation des – für die deutsche Klassik konstitutiven – Humanitätsgedankens in den „Ideen“ nach (S. 33 ff.). Nimmt man diese Analyse mit dem von Schulz aufgewiesenen Einfluß Wolffs auf die klassische Literatur zusammen, so hat man zwei fundamentale Konstitutentien für den Bewußtseinsstatus der deutschen Klassik: das aufklärerische Moment (Wolff-Einfluß) und das aus diesem hervorgegangene, durch das neue Geschichtsdenken Herders zustandegekommene Humanitätsmoment.

Die der Aufklärung und der Klassik folgende romantische Periode hat ebenfalls unter den ostdeutschen Philosophen einen vorzüglichen Repräsentanten: Friedrich Schleiermacher. Sein Wirken als akademischer Lehrer ist der Gegenstand des Vortrags von Hans-Joachim Birkner. Schleiermachers in Herrnhut beginnender Bildungsgang wird sorgfältig nachgezeichnet; Halle bringt den jungen Schleiermacher in Berührung mit der Spätaufklärung (Eberhard und seine Kantkontroverse); die hinterlassenen Manuskripte zeugen von der Intensität seines philosophischen Studiums (Aristoteles, Spi-

noza, Leibniz, Kant, Jacobi), Fachtheologie dagegen studiert Schleiermacher kaum. Die in Halle einsetzende, dann in 25jähriger Tätigkeit in Berlin fortgesetzte akademische Lehrtätigkeit (in der Theologischen, meist auch in der Philosophischen Fakultät) (vgl. den Anhang, der einen Überblick über Schleiermachers Vorlesungen bringt, S. 50f.) läßt erkennen, welche Rolle die Philosophie im Schaffen des Theologen Schleiermacher spielte. B. kommt zum Schluß auf die Frage zu sprechen, die den Hörer bzw. Leser von Anfang an wohl am meisten interessiert: Wie vereint Schleiermacher die einerseits sich nahe berührenden, andererseits aber stark divergierenden Lehrdisziplinen Theologie und Philosophie? B.s Antwort dürfte den Sachverhalt treffen: Er vereinte beide nur als Individuum (insofern er beide lehrte), in der Sache aber achtete er auf die „inhaltliche Unabhängigkeit“ des christlichen Glaubens vom philosophischen Denken (in Gegenstellung zum theologischen Hegelianismus Marheinekes).

Walter Schulz behandelt einen Denker, aus dessen Werk man schwerlich entnehmen kann, daß er einst in Schleiermachers Vorlesung saß: den Danziger Arthur Schopenhauer, der sich selber als Atheisten verstand. Sch. liefert eine brillante Kurzdarstellung der Hauptzüge von Schopenhauers System, insbesondere bringt er den Philosophen vor Augen, der in Abkehr von der zum Göttlichen aufsteigenden Metaphysik und der aus ihr sich ergebenden „metaphysischen Ethik“ (S. 57) einen neuen Typus von Metaphysik (und Ethik) entwirft – einen Metaphysiktypus, der das Fundament metaphysischer Erkenntnis in das unmittelbare Lernerlebnis setzt und (auch dies eine Abkehr vom christlich inspirierten Metaphysiktyp der Tradition) das Sinnlich-Leibliche, Willenshafte, dem Geist vorordnet.

In eine metaphysikabgewandte Welt führt Wilhelm Perpeets Cassirer-Studie. Auch Cassirer stammt, was wohl wenig beachtet wird, aus dem deutschen Osten, aus Christian Wolffs Heimat. Mit ihm teilt er Nüchternheit und Wille zur Präzision, zugleich auch den Drang nach systematischer Totalität. P. tut gut daran, an einem – freilich gewichtigen – Teil des Cassirerschen Oeuvres Hauptzüge dieses Oeuvres sichtbar zu machen: an der Kulturphilosophie; zeitgeschichtlich-biographische Voraussetzungen werden ebenso expliziert wie die Grundmomente der aus einem geduldigen Arbeitsprozeß erwachsenen gedankenreichen (noch lange nicht von der Forschung ausgeschöpften) kulturphilosophischen Reflexion, die ihr Zentrum im Symbolbegriff hat. P.s abschließende Fragen an Cassirer geben Anlaß zu weiterem Nachdenken: Wenn die symbolischen Formen keine Abbilder der Wirklichkeit sind (sondern Ausdrucksformen einer vom Menschen geschaffenen, also artifiziellen Welt) – dann fragt sich, warum der Mensch überhaupt solcher Bilder bedarf; und es fragt sich weiterhin, warum der Mensch, der sich im Symbolschaffen als Kulturwesen konstituiert, selber zum Kritiker an der selbstgeschaffenen Kultur wird!

Kann man den Kulturphilosophen Cassirer (mit aller Vorsicht) als Vertreter eines original weitergedachten Idealismus kantischer Provenienz bezeichnen, so den von Gerd Wolandt vorgestellten Balten Nicolai Hartmann als Repräsentanten der gegenläufigen, idealismuskritischen Tendenz. In der philosophiegeschichtlichen Literatur wird diese Gegenläufigkeit meist unter der Etikette „neuer Realismus“ registriert. Auch W.s Vortrag trägt den Titel „Nicolai Hartmanns philosophischer Realismus“, aber es ist gerade W.s verdienstvoller Beitrag zur Hartmannforschung, daß er diesen Realismus von einem klischeehaft gewordenen Realismusbegriff abhebt und ihn in seiner inneren Differenziertheit aufzeigt. So kommt deutlich zum Vorschein, in welcher Hinsicht sich der Hartmannsche Realismus von anderen (simpleren) Formen des Realismus unterscheidet, vor allem sieht man, in welcher Weise Hartmann selbst sich bemüht hat, der schlichten Kontrastierung Idealismus/Realismus zu entgehen. Unter Einbeziehung des philosophiegeschichtlichen Hintergrundes und des Entwicklungsganges von Hartmanns Denken (Verhältnis zum Marburger Neukantianismus) zeigt W. auf, wie Hart-

mann Schritt für Schritt seine originäre Position des „diesseits von Idealismus und Realismus“ entfaltet und zu einer „Überstandpunktlichkeit“ philosophischer Reflexion zu gelangen versucht. W.s kritische Einwände gegen Hartmann machen die Brisanz dieses Denkens sichtbar; ein generelles Verdienst Hartmanns kommt durch sie besonders gut heraus: daß er das immer von spekulativen Verirrungen bedrohte Denken in eine „heil-same Ernüchterung“ geführt hat.

Das Fazit dieses Bandes: Wenn auch, wie eingangs erwähnt, aus einer erstaunlich großen Zahl ostdeutscher Denker in dieser Vortragsreihe nur acht erörtert und in diesem Band nur sechs dieser Vorträge dokumentiert werden, so zeigt bereits – dank der Intensität, mit der die Referenten sich ihren Themata gewidmet haben – diese kleine Auswahl die philosophische Leistung, die ostdeutsche Denker für die (in ihrem Wesen nationenüberhebene) Philosophie des Abendlandes erbracht haben. Die vorliegende Dokumentation sollte dazu anregen, den gesamten philosophiegeschichtlichen Beitrag einer Kulturregion zu erforschen, die während vieler Jahrhunderte auf allen bedeutsamen Gebieten des Geistes wegweisende Erkenntnisse geliefert hat.

Mainz

Rudolf Malter

Hildegard Thierfelder: Das Rostocker Stadtarchiv. Eine Übersicht über seine Geschichte und seine Bestände bis zum Jahr 1959. (Schriften zur Mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde, H. 7.) Böhlau Verlag. Köln, Wien 1983. 69 S.

Entgegen seinem Titel enthält der vorliegende Band zwar eine kurzgefaßte Geschichte des Rostocker Stadtarchivs, hingegen beschränkt sich die Bestandsbeschreibung im wesentlichen auf das Mittelalter und die frühe Neuzeit.

Anläßlich der Zusammenfassung der drei Rostocker Stadtkerne im Jahre 1265 wird das Archiv erstmals in der Form erwähnt, daß es heißt, die Privilegien der Stadt seien an einem sicheren Ort im Kirchspiel St. Peter aufzubewahren. Den Kämmerern war die Aufsicht anvertraut. Eine so frühe Nachricht über ein Stadtarchiv dürfte selten sein. Seit dem 17. Jh. gab es einen Registrator, der das inzwischen im Rathaus in mehreren Räumen untergebrachte Archiv betreute. 1884 wurde mit Karl Koppmann der erste hauptamtliche, wissenschaftlich vorgebildete Archivar eingestellt. Seitdem haben sich immer Fachkräfte um das Archiv bemüht, darunter seit der Nachkriegszeit bis 1959 die Vf.in. Da man im Zweiten Weltkrieg rechtzeitig damit begonnen hatte, das Archiv auszulagern, sind die wertvollen Bestände fast vollständig gerettet worden. Die historische Übersicht schließt mit einer kurzen Liste Rostocker und hansischer Literatur.

Im zweiten Teil des Bandes, betitelt „Rostocks mittelalterliche Quellen“, findet sich sowohl eine Geschichte der Ordnungsarbeiten im Archiv wie eine Übersicht über den Aufbau und die wesentlichen Quellen zur mittelalterlichen, aber auch zur frühneuzeitlichen und – gelegentlich – neuen und neuesten Geschichte der Stadt. Urkunden, Amts- oder Geschäftsbücher und Akten werden aufgeschlüsselt und in Listen vorgestellt. Leider werden keine Zahlen für die Menge der Urkunden und keine Fach- oder Bandzahlen für Akten und Bücher mitgeteilt. Trotzdem kann sich der Leser ein Bild von der ungewöhnlichen Reichhaltigkeit dieses hansischen Archivs machen.

Im dritten Teil beschäftigt sich die Vf.in mit der Entstehungs- und Typengeschichte der mittelalterlichen Stadtbücher. Zur besseren Übersicht ist auf der letzten Seite eine Graphik mit den Filiationen beigegeben. Das Archiv enthält sowohl Amtsbücher über den Grundbesitz innerhalb und außerhalb der Stadt wie über Renten, Steuern und Bürgeraufnahmen, außerdem Gerichtsbücher, Ratsprotokolle und die sogenannten „Gewettbücher“, die den Hafen, die Schifffahrt, aber auch Angelegenheiten der Handwerksämter betreffen. Zu dieser Amtsbuchreihe zählen ebenfalls die Gewettbücher, die sich auf das 1323 vom Landesherrn erworbene Warnemünde beziehen.